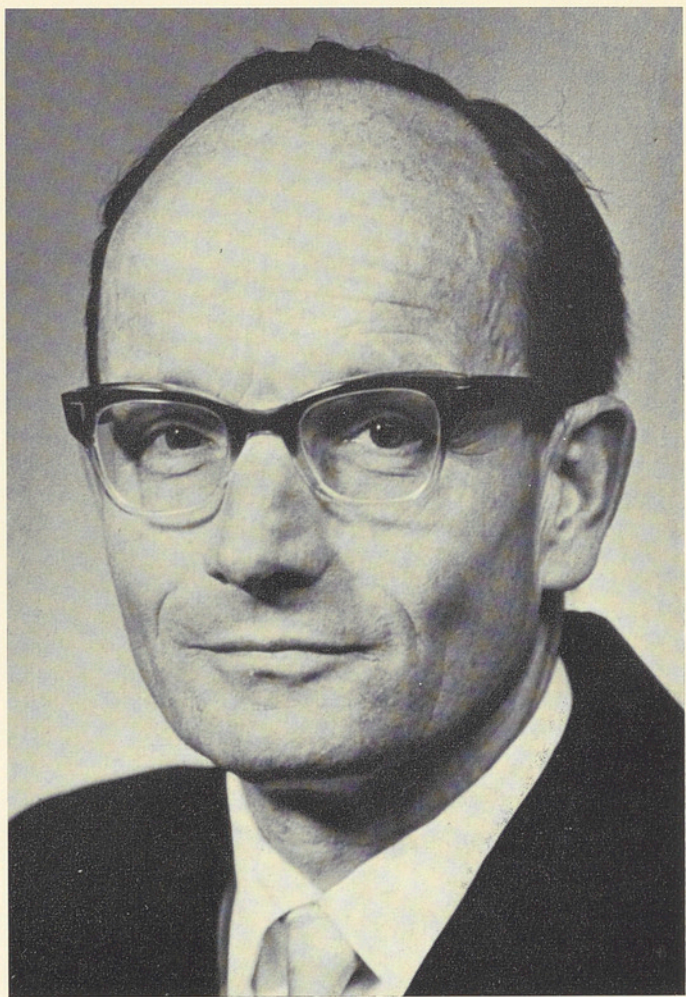


Richard Wey



Pfarrer Werner Meyer

RICHARD WEISS-STEINBRÜCHEL

zum Gedenken

*Unsere Hilfe steht in der Kraft des Herrn,
der Himmel und Erde erschaffen hat.*

*Lobe den Herrn, meine Seele,
und vergiß nicht, was Er dir Gutes getan hat.*

*Der Herr hat's gegeben, der Herr hat's genommen,
der Name des Herrn sei dennoch gelobt.*

Während gestern, den 1. August, die Höhenfeuer brannten und die Hymnen der Heimat erklangen, lag ein Freund der Heimat, ein Liebhaber und Pfleger eidgenössischen Wesens ganz seltener Prägung auf der Bahre, um heute, den sterblichen Überresten nach, der mütterlichen Scholle zurückgegeben zu werden, der Scholle, deren Würze und Wohlgeruch bis hinaus in die zartesten Verästelungen von Volkssitte und Brauchtum er so sehr geliebt, und die er unsrer künftig etwas genaueren Ob-sorge anvertraut hat.

Dem alten Volk Israel ward vom Herrn durch Mosis Mund am Schluß der langen Wüstenwanderung befohlen: «Der Herr, dein Gott, bringt dich in ein schönes Land, ein Land mit Gebirgen, Wasserbächen, Quellen, Fluten, die an den Bergen und in den Tälern hervorströmen, ein Land, da du dich nicht kümmerlich zu nähren brauchst; und wenn du dich dann satt gegessen hast, so sollst du den Herrn, deinen Gott, loben für das schöne Land, das er dir gegeben hat. . . » (Deut. 8, 7-10).

Den raunenden Quellen und Gletscherbächen, den Gipfeln der Berge, aber noch mehr den Quellen unsrer volklichen Existenz, den Rinnsalen der Volksseele ist Richard Weiß mit der ganzen Glut seines Herzens nachgestiegen; er hat das Auge geschärft für das verborgen Fundamentale in unsrem gemeinsamen volklichen Dasein, und er hat uns das dankbare Staunen gelehrt für verborgen tragende Tatsachen im geschichtlich pulsierenden

Strom des Heimatlebens. Der Entschlafene wollte seinen Gott loben für das schöne Land, das er uns gegeben hat. Es gibt auch das intellektuelle, das wissenschaftliche Gotteslob, die Liturgie des Forschers.

Einer extrem individualistischen Epoche wie der unsrigen muß der «mosaische» Dienst der Rückgliederung ins Organisch-Gemeinschaftliche, in die Quellwelt des Volklichen getan werden, gerade damit wir nicht dämonischem Kollektivismus verfallen. Wir sagen darum Gott Dank für diesen Mahner, der nun seinen irdischen Mund geschlossen und seine Feder niedergelegt hat.

«*Navigare necesse, vivere non necesse*» – der harte Heroismus dieses altrömischen Wahlspruchs findet seine gelegentliche Wiederwirklichkeit im Lebensstil und Lebensverlauf des neuzeitlichen wissenschaftlichen Pioniers. Nur müßte entsprechend variiert werden, da unsre herausfordernde Elementarwelt nicht das Meer, sondern die Berge sind: «*Ambulare ac montes conscendere necesse, vivere non necesse.*» Nach einem innern Daseinsgesetz des Entschlafenen gehörte das Steigen und Wandern wesentlich zu seiner persönlichen Existenz, sogar zur beruflichen. Sein Wanderertod, so schmerzlich er ist, entbehrt nicht jener heroischen Stilik seines ganzen Lebensentwurfs. Das Durchwandern der alpinen Landschaft und das ruten-gängerische Aufspüren der Quelladern der Volksbräuche standen schon immer bei ihm in unauflöslicher Wechselbeziehung. Jeder hat wie Sokrates sein Daimonion – oder, christlich gesprochen, sein Charisma. Der Berufene sucht nicht seine Ruhe, sondern sein Werk. Er sucht nicht das lange und geschonte Leben, sondern das erfüllte Leben. Und nun fand dieses wahrhaft erfüllte Leben seinen rätselhaft verfrühten Abbruch. Wir stellen diese jähe Hinwegnahme ins Licht einer andern Hinwegnahme eines gewaltig erfüllten Lebenslaufs, desjenigen des Gottesknechtes Mose:

«Und Mose stieg aus den Gefilden Moabs auf das Gebirge Nebo, auf den Gipfel des Pisga gegenüber Jericho. Und der Herr ließ ihn das ganze Land schauen bis an das westliche Meer. Und der Herr sprach zu ihm: Dies ist das Land, das ich

Abraham, Isaak und Jakob zugeschworen habe, indem ich sprach: Deinen Nachkommen will ich es geben. Ich habe es dich mit deinen Augen schauen lassen, aber selbst sollst du nicht dort hinüber kommen. – Und Mose, der Knecht des Herrn, starb daselbst im Lande Moab, nach dem Worte des Herrn. Und ER begrub ihn im Tale, im Lande Moab gegenüber Beth Beor, und niemand kennt sein Grab bis auf diesen Tag. Mose war hundertzwanzig Jahre alt, als er starb; seine Augen waren nicht trübe geworden, und seine Frische war nicht gewichen. Und die Israeliten betrauereten Mose dreißig Tage lang. . . » (Deut. 34, 1–8).

Des Moses Lebenswerk war und blieb ein Torso. Mitten drin wurde er von Gott heimgenommen. – Und bei unsrem lieben Entschlafenen war's ebenso: Er hat pionierhaft eine wissenschaftliche Disziplin für die Schweiz erst aufzubauen begonnen, eine reiche Ernte war noch einzubringen, eine Schule weiter zu begründen, Horizonte noch zu fixieren. Nichts in seiner Schaffensvitalität ließ an ein Finale auch nur im Traume denken. Wie bei Mose «waren seine Augen nicht trübe geworden, und seine Frische war noch nicht gewichen». Aber ihm war wie Mose in geheimnisvoller Weise beschieden, das zu erobernde Land teilweise nur in der Fernsicht zu erreichen und sich dem unvermuteten Schlußbefehl aus der Höhe zu beugen. So blieb sein Leben und sein Werk, von «hier unten» gesehen, Torso, Fragment. Doch hat gerade das Fragment besondere Aussicht, von Gott angenommen zu werden. Denn das Bruchstück, die unvollendete Symphonie, ist eine Form der Demut. Denn es enthält die Möglichkeit, daß Gott die Vollendung, die letzte Rundung schenkt. Das in sich selbst Fertige kann leicht von Gott wegführen oder seinem Glanz im Wege stehen. Ein wacker und demütig in Angriff genommenes Stückwerk, von Gottes Hand zum Stehen gebracht, stellt beinahe die Höchstform dessen dar, was begabten Menschen hienieden zu leisten zukommt. Entscheidend ist das Maß der Hingabe an den als Gottes Wille erkannten Auftrag.

Und Gott sieht auf den Glauben. Auch da gilt erst recht das Gesetz vom demütigen Fragment. Richard Weiß gehörte zu

den Menschen, die darunter leiden, daß sie nicht noch gläubiger sind. Die Anfangshaftigkeit seines Glaubens – so sah er ihn – machte ihm zu schaffen, und er rang leidenschaftlich nach Fortschritt im gläubigen Verhältnis zur göttlichen Wirklichkeit. Er bewies damit, daß er ein wahrhafter Anklopfer war an den Pforten Gottes. Augustin gab dieser besten Art von Christen das schöne Zeugnis: «Sie würden Dich, Herr, nicht suchen, wenn sie Dich nicht schon gefunden hätten!» – Eine zerlesene Lutherbibel, Vermächtnis seiner seligen Mutter, mit Anstreichungen und Randbemerkungen reichlich versehen, zeugt von diesem Suchen und Finden, von diesem Bergsteigen und Gipfelstreben höchster Ordnung. – Er wollte immer so weit mit dem Antlitz der Ewigkeit ins reine kommen, daß er aus allen Erfahrungen im Strom der Zeit eine Danksagung an Gott, den Ursprung aller Dinge, gestaltete. Als er vor zwei Jahren bei Bergbesteigungen im Wallis einen kleinen Unfall erlitt, ließ er, wie unter dem Eindruck einer leisen Berührung durch den Flügel der Ewigkeit, seinen von ihm getrennt auf Bergtouren befindlichen Söhnen eine Botschaft aus Psalm 50 zukommen, als Ermutigung und als Anleitung zu demütigem Maßhalten zugleich:

«Wer Dank opfert, der preiset mich –
und ich lasse ihn schauen mein Heil.»

Er war auch der bedenkenswerten Überzeugung, daß man nicht nur auf den Höhepunkten des Erlebens Gott Dank darbringe, sondern gerade auch in den Niederungen des Alltags, auch dann, wenn es einem nicht darum ist. Er pflegte sich zur Danksagung zu zwingen, auch wenn ihn sein langjähriges Rückenleiden durch deprimierende Phasen anhaltender Schmerzen hindurchpeitschte. Dann auch galt für ihn:

«Seid allezeit fröhlich.
Seid dankbar in allen Dingen.
Betet ohne Unterlaß.»

So war das nun jäh abgebrochene Leben in seiner zumeist verborgenen Tiefe eine Danksagung, eine mitten unter dem Kreuz

vollzogene Eucharistia. Und darum wird ihm drüben, in kommenden Vollzügen, die Schau des Heils nicht ermangeln. Aber für alle Betroffenen, für Sie, liebe Frau Weiß, für euch, liebe Kinder, bleibt die große Frage nach dem Sinn dieser jähen Hinwegnahme. Sie ist eine Hieroglyphe, deren Geheimnis in dieser Zeit nicht aufzudecken ist. Der Entschlafene hat in einem seiner letzten Werke den Begriff von der «sakralen Landschaft» geprägt. Es gibt auch die sakrale Lebensgestalt – wohl gerade da, wo, wie die Landschaft vom christlichen Kreuz gezeichnet ist, ein Lebenslauf unerwartet jäh und total in ein geheimnisvolles Sterben hineingenommen wird. Das Ende Moses' war ein sakrales.

Wäre Professor Weiß auf einem eigentlichen Hochgipfel verunglückt, etwa anlässlich einer seiner zahlreichen Erstbesteigungen in früheren Jahren, Besteigungen, deren Kühnheit wir entweder im Tourenführer des SAC literarisch genießen oder in eigener Kletterei wagnisreich ausprobieren können, oder anlässlich einer der größeren Besteigungen, die er noch in den letzten Jahren, bis heuer, getätigt hat, so könnte man vom Bergunfall reden, dessen Wahrscheinlichkeit eben mit der Frequenz des Berggehens steigt; aber es war ja diesmal keine Hochtour mit ihren objektiven und subjektiven Gefahren, sondern eher eine schlichte Wanderung in der pittoresken Landschaft des Südtessins – und noch diese nicht ohne Bewaffnung mit dem topographischen Atlas durchgeführt. Und da kam sein Fuß zum Gleiten. Der Fuß des Mannes, dem der Psalm Lebenslösung war (Psalm 121):

«Ich hebe meine Augen auf zu den Bergen,
von welchen mir Hilfe kommt...
ER wird deinen Fuß nicht gleiten lassen,
und der dich behütet, schläft noch schlummert nicht.»

Wie denn? Hält Gott sein Versprechen nicht? Der Psalm stammt ja wiederum aus der Wüstenwanderung Israels durch das unwirtliche Gebirge Sinai. Es hat also wiederum mit Mose zu tun. Mose hat also so gebetet. Ist Mose nie ausgeglitten? Wer sagt uns denn, *wie* Mose wirklich gestorben ist? Er bestieg

einen Berggipfel. Es sollte sein letzter Berg sein. Wer will darauf beharren, daß bei seiner Hinwegnahme alles rein übernatürlich zu- und hergegangen sei? Gott pflegt das Heilig-Übernatürliche in schlicht natürliche Vorgänge einzuwickeln, und der Erleuchtete schaut das Geheimnis. An sich ist es sehr wohl möglich, daß Moses den schlichten Bergtod starb, von Gottes Hand ins Gleiten gebracht, um im Nu hineinzugleiten in die innigere Gemeinschaft mit Gott. «Und Gott begrub ihn...» Warum nicht in einer Schlucht, einem Schrund, zu dem kein sterbliches Auge, kein menschlicher Fuß je Zutritt bekam? Lassen wir es offen. Wesentlich ist: Gott nimmt auch hinweg. Plötzlich, abrupt wie in einer Entrückung. Was als Spiel des Zufalls erscheinen kann, ist göttlicher Vollzug. Was als Ausgleiten erscheint, ist Hineingleiten in die «ewigen Arme». Vor seinem Heimgang hat Mose noch das Lied von den «ewigen Armen» gesungen (Deut. 33, 27):

«- und unten sind ewige Arme.»

Es gibt den Sturz in die ewigen Arme. Man kann ausgleiten, um in einem Augenblick in die Arme der ewigen Liebe hineinzugleiten. Diese Arme sind auch unser Halt, die wir noch zu wandern haben wie Ihr, liebe Angehörige. Diese ewigen Arme sind noch immer der gemeinsame geistige Raum, in dem der entschlafene Familienvater lebt und webt und in dem auch Ihr Euer Dasein fristet. In diesen Armen geborgen sein, ist das wahre Leben – ob diesseits oder jenseits der Todesschwelle. «Gott begrub Moses...» Unser Leben sei hineingeglitten, verborgen und begraben in Gott.

Amen

NACHRUFE

Professor Dr. R. Hotzenköcherle

Liebe Frau Weiß,
sehr verehrte Trauerfamilie,

Ich habe die schmerzliche Ehre, Ihnen das tiefgefühlte Beileid der Behörden und der Arbeitskreise auszusprechen, die vom Verlust unseres Dekans und Kollegen neben Ihnen am schwersten betroffen sind: der Erziehungsdirektion des Kantons Zürich; der Universität und ihres Senatsausschusses in der Person ihres Herrn Rektors; der Studenten und Dozenten der Philosophischen Fakultät I; der Schweizerischen Gesellschaft für Volkskunde; dem Vorstand und der Redaktion des Schweizerdeutschen Wörterbuches.

Hochverehrte Trauerversammlung!

Ein Schweizer Dichter, dessen Wesen mit dem von Richard Weiß manches Gemeinsame hat und den er liebte, läßt eine von seinen Gestalten sich wie folgt charakterisieren:

«Hier bin ich; das ist mir zugewiesen; diesem Raum und allem, was er birgt, mit meiner, eines Einzelnen, seelischen Kraft genug zu tun, das liegt mir ob; das ist mein Teil. Und nur wenn jeder seiner begrenzten Sphäre in dieser Weise gerecht wird, wenn er den Seinen aus dem Herzensgrund der Liebe gewachsen ist, nur dann verschwinden die Schatten der Skepsis und lösen die tödlichen Rätsel sich auf.»

Wenn ich in diesen Tagen den Weg überdenke, den Richard Weiß in den nun bald vier Dezennien unserer Bekanntschaft zurückgelegt hat – einer Bekanntschaft, die bald auch Freundschaft sein durfte –, so frappiert mich erneut der Doppelzug stofflicher Beharrsamkeit: im Schweizerischen, und zielbe-

wußter Weiterentwicklung: im Grundsätzlichen und Methodischen. Es ging ihm nie um spektakuläres Raffes aus aller Welt, immer um Aufbau und Ausbau im wesensgemäßen Rahmen.

Ein Werkkatalog ließe den *räumlichen Rahmen* des Schaffens von Richard Weiß, den er lehrend und rezensierend freilich oft und gewichtig überschritten hat, sofort deutlich werden: Graubünden, die Alpen, die Schweiz; die Reihenfolge wäre, wenigstens im groben, sogar biographisch relevant als Schreiten vom Zuerst- und Nächstgegebenen ins immer Weitere und Höhere. In diesem räumlichen Rahmen plante und verwirklichte Richard Weiß alles, was in einem geisteswissenschaftlichen Fach geplant und verwirklicht werden kann: *Grundlagenwerke* künftiger Forschung, wie den mit P. Geiger entworfenen und nach dem frühen Tod Geigers unter seiner Leitung bis zur Hälfte gediehenen «Atlas der schweizerischen Volkskunde»; kleinere und größere Monographien als Vorbilder moderner volkskundlicher Arbeit (ich nenne, wieder als einziges Beispiel, das größte: «Das Alpwesen Graubündens»); *Gesamtdarstellungen* wie die «Volkskunde der Schweiz», welche die Ergebnisse der Forschungsarbeit in wissenschaftlich zuverlässiger, aber gemeinverständlicher Form weitem Kreisen zugänglich macht. Wir dürfen in aller Nüchternheit feststellen: auf allen drei Ebenen – Grundlagenwerk, Monographie, Gesamtdarstellung – hat Richard Weiß für die schweizerische Volkskunde Entscheidendes geleistet, das schlechthin nicht mehr wegdenken ist.

Im Bild des wissenschaftlichen Temperaments von Richard Weiß würde indes ein wesentlicher Zug fehlen, wenn Aufsätze wie der über «Alte Feuerbräuche und die Feier des 1. August» oder «Sozialistische Maifeier und Volksbrauch» unerwähnt blieben. Sie sind kennzeichnend nicht nur für die Entwicklung der Volkskunde selbst aus einem archivierend-musealen zu einem geistesgeschichtlich-deutenden Stadium, sondern auch für die Aufgeschlossenheit und Hellhörigkeit ihres Verfassers den Inhaltsverlagerungen gegenüber, die sich heute unter scheinbar gleichbleibender brauchwürdiger Erscheinungsform

fortwährend vollziehen. Sie zeigen auch sein Sensorium für die Problematik des städtischen, ja großstädtischen Brauchtums: daß gerade in diesen Schmelztiegeln und Auflösungsretorten aller Tradition der Prozeß der Umdeutung alter und der Entstehung neuer Traditionen mit einer Schärfe verfolgt und auf Gesetzmäßigkeiten hin analysiert werden kann, die im erstarrteren Stoff stärker herkommensgebundener Schichten schwerer zu erkennen sind, das war ihm schon früh klar.

Persönliche Anlage und Umwelt haben an der angedeuteten glücklichen Konstellation des Volkskundlers Weiß nicht geringen Anteil. Seine natürlich gewachsene Vertrautheit mit der bäuerlichen, vor allem der alpin-bäuerlichen Welt auf der einen Seite, seine städtischen Affinitäten auf der andern schufen für den Kontakt mit den Bevölkerungsschichten verschiedenster Art Voraussetzungen, wie sie in einer und derselben Forscherpersönlichkeit selten vereinigt sind. Seine Fähigkeit, sich auch in nicht deutsches Volkstum und Brauchtum einzudenken, ist nicht nur seinen Bündner Arbeiten, sondern auch den großen gesamtschweizerischen Unternehmungen sehr fühlbar zugute gekommen. Das Hinüberschauenkönnen und Hinüberschauenwollen über ständische, sprachliche und konfessionelle Grenzen ist Voraussetzung und Kennzeichen seiner drei großen Werke; es ist außerdem unmittelbarer Gegenstand einiger weniger bekannter, aber besonders charakteristischer und schöner Einzelabhandlungen. Es ist, so fühlt man sich versucht zu sagen, das typisch Schweizerische am Volkskundler Richard Weiß, dessen Ruf als Volkskundler im übrigen die Landesgrenzen seit langem überschritten hat.

Was Richard Weiß für die Universität Zürich bedeutet hat, ermißt man am besten, wenn man sich Stand und Entwicklung der Volkskunde an der zürcherischen Hochschule an zeitlichen Querschnitten vergegenwärtigt. Als Weiß in den zwanziger Jahren dieses Jahrhunderts in Zürich Germanistik und Geschichte studierte, gab es hier überhaupt noch keine Möglichkeit, Volkskunde als Studienfach zu betreiben; er selbst mußte sich sein volkskundliches Rüstzeug, abgesehen von zwei Studiensemestern in Heidelberg und Berlin, sozusagen als Auto-

didakt erwerben. Erst zehn Jahre später, 1940–1945, konnten Zürcher Studenten zum erstenmal Volkskunde in Vorlesungen und Übungen des PD Richard Weiß hören – unter sehr erschwerenden Umständen allerdings, da der in Schiers als vollamtlicher Deutsch- und Geschichtslehrer wirkende Dozent seine Zürcher Tätigkeit auf einen Nachmittag konzentrieren und auf persönlich-individuelle Führung seiner Hörer fast ganz verzichten mußte. Seit 1945 haben wir eine eigentliche Volkskunde-Professur: in dieser Selbständigkeit des Fachs die einzige in der Schweiz. Sie bleibt mit dem Namen Richard Weiß unlöslich und unauswechselbar verknüpft. Was er in hartnäckiger Verfolgung eines klar geschauten Zieles und in rastlosem Einsatz seiner reichen Persönlichkeit daraus gemacht hat, ist uns allen gegenwärtig. Es spricht aus der systematischen thematischen Entwicklung seiner Vorlesungen und Übungen zur schweizerischen und europäischen Volkskunde; es spricht aus dem wachsenden Kreis ernsthafter Mitarbeiter; es spricht am deutlichsten aus der beachtlichen Reihe von Dissertationen, die aus seinem Seminar hervorgegangen sind und die durch Themastellung und Qualität den Rang dieser Zürcher volkskundlichen Schule bezeugen.

In ihrem Antrag auf Errichtung eines Extraordinariates für Volkskunde und auf Betrauung des damaligen Privatdozenten R. Weiß mit diesem Extraordinariat hatte die Fakultät besonderes Gewicht auf den Wunsch gelegt, der künftige Vertreter der Volkskunde möge sich – neben den rein wissenschaftlichen Aufgaben – auch der erzieherisch-kulturpolitischen Aufgaben annehmen: «Als eine Wissenschaft, die sich die Erforschung der in der Volksgemeinschaft wurzelnden Tradition zum Ziel setzt (heißt es da), wird es sich eine staatsbürgerlich verantwortungsbewußte Volkskunde auch angelegen sein lassen, die Besinnung auf die Kräfte zu fördern, die unserer schweizerischen Staatsgemeinschaft aus dem Wurzelboden einer echten volkstümlichen Tradition zuströmen.» Wir wissen, wie ernst Richard Weiß gerade auch diese Seite seiner Aufgabe genommen hat und wie lieb sie ihm war: Unter ihrem Zeichen stand nicht nur die Turnusvorlesung über die kulturellen Grund-

lagen des Kantons Zürich, sondern – und vor allem – seine ausgedehnte Tätigkeit als Leiter von Volkshochschulkursen im ganzen Kanton, als vielberufener Referent an Lehrerkapiteln und ähnlichen Fortbildungsinstitutionen und als nimmermüder Berater volkskundlich interessierter Laien zu Stadt und Land. Dieser nebenamtlichen Amtsverpflichtung, wenn man so sagen darf, und ihrer sorgfältigen Erfüllung durch Richard Weiß verdanken wir, daß der Kanton Zürich heute von einem eigentlichen Netz ebenso begeisterter wie verantwortungsbewußter und zu selbständiger Mitarbeit herangereifter Volkskundler aller Altersstufen überzogen ist.

Die Achtung, die sich Richard Weiß durch sein wissenschaftliches Wirken, seine integre Persönlichkeit in der Fakultät geschaffen, kam in seiner einstimmigen Wahl zum Dekan für die Amtsdauer 1962/64 zum Ausdruck. Er hatte dem Amt, in offensichtlicher Unterschätzung seiner administrativen Fähigkeiten, mit Sorge entgegengesehen und es nur aus Pflichtgefühl übernommen, aber bald lieb gewonnen. Und die Fakultät stellte mit einiger Verblüffung fest, wie schnell sich ihr neuer Dekan auch in solchen ihm bisher fremden Geschäften zu recht fand und mit seiner liebenswürdigen Hartnäckigkeit sogar Situationen zu meistern wußte, die ziemlich hoffnungslos aussahen. Hinter dem Zögernd-Behutsamen, leicht Selbstironischen seiner stimmlichen und gestischen Ausdrucksform brach bei solchen Gelegenheiten die Substanz seiner ruhig gewachsenen standpunktsicheren Männlichkeit durch.

Wir stehen heute am allzu frühen und allzu jähen Ende dieser wissenschaftlichen und volksbildnerischen Laufbahn. Es waren Richard Weiß 17 Jahre zur Erfüllung der Versprechen vergönnt, welche die Fakultät damals in ihrem Namen, aber auf seine Rechnung abgegeben hatte. Sie sind reichlich eingelöst worden. Ja, es ist sogar so, daß uns bei solchem Rückblick das dankbare Gefühl eines besonders erfüllten menschlichen und wissenschaftlichen Lebens überkommen will; einer reichen Saat, die sich glücklich entfalten und die herrlich reifen durfte.

Dr. Fritz Tanner

Liebe Trauerfamilie,
liebe Gemeinde!

Die AH der Schierser Mittelschulverbindung «Alemannia» beauftragten mich durch ihren Vorstand, hier in ihrem Namen Abschied zu nehmen von unserem treuen, bedeutendsten Farbenbruder Richard Weiß, vulgo Cato. Indem ich diesem Auftrag nachkomme, erfülle ich eine Pflicht, gefügt aus Weh, Schwere und Dankbarkeit.

Vor einem Jahr, als wir bei einem längst fälligen Wiedersehen im Kreise ehemals aktiver Alemannen froh zusammensaßen, sagte der Heimgegangene zu mir: «Du mußt nicht; aber es wäre nett, wenn du zu uns reden wolltest.» – Heute muß ich. Der Zwang der harten Tatsache will es.

Die Ehemaligen der «Alemannia» Schiers und wir besonders, die wir das große Vorrecht haben, beides gewesen zu sein, Catos Schüler damals und damals schon und bleibend seine Freunde, wir gehören mit zu den persönlich Leidtragenden. Denn wer in den entscheidenden Jahren der gymnasialen Entwicklung und Reife Richard Weiß zu seinem Lehrer hatte, der lernte nicht bloß auf die Matura hin. Sein Unterricht ließ uns das Leben in dessen Wesen und Werten erahnen. Und in dieses Leben hinein hat Dr. Richard Weiß uns den Weg gewiesen. Humanist und Christ; so stand er Jahr um Jahr vor unserer Klasse. Er sprach nicht davon, daß diese beiden Prägungen ihn stempelten. Er lebte sie. Seine Unterweisung in Deutsch und Geschichte atmete sie.

Einer meiner Klassenkameraden, dem ich in kürzlichen Ferien begegnete, sagte mir in der Rückschau auf den bisher begange-

nen Weg: «Eines haben sie uns in der Schule beigebracht, den Begriff der edlen Einfalt und der stillen Größe.»

Er vor allem, Richard Weiß, hat ihn uns beigebracht und vorgelebt, schlicht, überzeugend, unverlierbar. Er weckte in uns Sinn und Verständnis für alles geschichtlich Gewordene. Er ließ uns das Echte der Überlieferung erkennen und zeigte auf das lebendig Beharrende, auf das Zeitlos-Gültige hin. Was ein Begnadeter, in jungen Jahren schon geprüfter Mensch zu geben hat, gab er uns. Daß das unendlich viel ist, weiß jeder, der je davon seinen Teil bekam. Aber Cato teilte von seinen Talenten mit als ein treuer Knecht, in Ehrfurcht vor dem, der ihm das viele verliehen hatte. Auch als er die Mittelschule verließ, um erfolgreich forschend und wirkend seinen akademischen Höhenweg zu gehen, blieb er uns in Treue nah.

Wir hätten diesen Lehrer und Freund noch lange gebraucht, so wie seine Allernächsten ihn noch lange gebraucht hätten. Ihn vor der Zeit nicht mehr zu haben, das ist das Weh, welches jetzt in uns allen wirkt. Das Schwere ist, daß wir unseren Weg nun ohne die leibliche Gegenwart dieses besten Weggefährten tun müssen. Dadurch sind wir in unserem Wandern ärmer und einsamer geworden.

Richard Weiß hat uns freilich auch rechtzeitig zum selbständigen Marschieren gebildet. Wie wenn wir seine eigenen Kinder gewesen wären, so stellte er auch uns, seine Schulkinder, und uns, seine Farbenbrüder, vor allem auf feste Füße. Wir stehen heute wohl in tiefer Trauer, ja; aber wir sind ebenso gehalten, uns dieses väterlichen Freundes und seines Vermächtnisses in tiefer Dankbarkeit würdig zu erweisen.

Für alles, was wir in Jahrzehnten von dir empfangen, habe ich dir im Namen der «Alemannia» zu danken, lieber Cato. Ich habe es aber auch und zuerst persönlich zu tun:

Wegen meiner Blindheit bedeutete meine Aufnahme ins Schierser Gymnasium für die Lehrer ein Wagnis. Dr. Richard Weiß hatte als erster meine mögliche Befähigung zu prüfen. Wie er es tat, wies seinen Kollegen den Weg. Mir selber wurde es für mein ganzes Leben entscheidend.

In den vergangenen Jahren meines eigenen beruflichen Arbei-

tens stand mir, wann immer ich es brauchte, das Wissen des Gelehrten Richard Weiß zuverlässig und unbestechlich zu Dienst. Mit ihm zusammen hoffte ich in naher Zukunft, wie letztes Jahr schon einmal, am Radio eine größere Sendearbeit zu verwirklichen. Viele hofften und wollten wohl viel von ihm in naher und fernerer Zukunft. Nun hat sich am vergangenen Sonntag an Professor Weiß in erschütternder Realität erfüllt, was wir unbeschwert oft zusammen gesungen hatten:

«Vita nostra brevis est.
Brevi finietur.
Venit mors velociter.
Rapit nos atrociter.
Nemini parcetur.»

Doch auch das andere habe ich inzwischen verstehen gelernt, wieder durch ihn, den glaubenden Professor des Volksglaubens, daß nämlich der Tod nur «Rite de passage» ist, nur eine Vorstufe, ein Übergang, ein Durchgang vom Dasein zum Sein, die Türe zum wirklichen Leben. – Sie ist Richard Weiß geöffnet worden zu einem Zeitpunkt, den wir alle noch nicht meinten. Aber von seiner Lebenshaltung aus war er ruhig bereit, sie auch jetzt zu durchschreiten, still, wie er das Leben durchschritten hatte.

Cato, dein «Sommer war sehr groß», wie wir es bei dir in der Schule vom Dichter hörten. Nun kam dein Herbst früh. Da laß mich dir zum Abschied und uns Zurückbleibenden zum Trost jenes andere Herbstgedicht Rilkes wiederholen, wie wir es damals in der Klasse rezitieren mußten. Laß es mich tun, weil ich noch heute, wie damals, in bleibender Dankbarkeit dein Schüler bin! Durch die Weise deines Sterbens gewinnen die Strophen doppelte Symbolkraft:

«Die Blätter fallen, fallen wie von weit,
Als welkten in den Himmeln ferne Gärten.
Sie fallen mit verneinender Gebärde.
Und in den Nächten fällt die schwere Erde
Aus allen Sternen in die Einsamkeit.

Wir alle fallen. Diese Hand da fällt.
Und sieh Dir andre an: Es ist in allen.
Und doch ist einer, welcher dieses Fallen
Unendlich sanft in seinen Händen hält.»

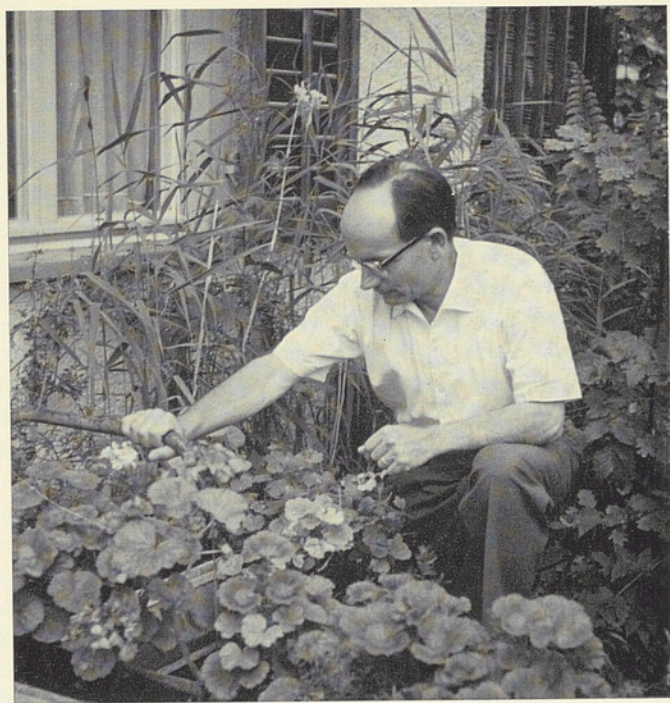
LEBENS LAUF

M. Mäckli

Richard Weiß wurde am 9. November 1907 in Stuttgart geboren. Seinen Vater, der in jenen Jahren als Küchenchef in Cannes arbeitete, verlor er schon im Alter von zwei Jahren. Seine Mutter ging in ihr Heimatdorf Mettmenstetten zurück, arbeitete dann unter drückenden Verhältnissen bei Verwandten in Zürich. Die Jahre des Erwachens waren für den Knaben tief beschattet. Schon 1910 mußte die Mutter, lungenkrank wie der Vater, nach Clavadel, und Richard blieb unter der Obhut von Verwandten in Mettmenstetten, später in Zürich. Nach den ersten sechs Schuljahren brachte man ihn nach Schiers – der Mutter näher – auch wohl in Sorge um seine gefährdete Lunge. Vom Internat aus konnte er am Sonntag die Mutter im Sanatorium besuchen. Oft war er in Clavadel Gast bei der Familie des Bauern Biäsch. Helfend, beobachtend nahm er an ihrem Leben teil, begriff so früh den Reiz und die Schwere bergbäuerlichen Daseins.

Die Internatsjahre brachten ihn oftmals in Not: Der verschlossene, empfindsame Knabe litt unter der großen Zahl, unter der Robustheit der Größeren, bis er, Jahre später, Körper und Willen in einsamen Wanderungen gestählt und damit Selbstvertrauen gewonnen hatte. Er wuchs in einen Freundeskreis hinein, wurde auch Präses der Schülerverbindung Alemannia und konnte als solcher andern geben, was er Jahre hindurch vermißt hatte: Wärme und Teilnahme. Bewegt und bewegend entwickelten sich seine geistigen Kräfte.

Endlich, um 1923, konnte seine Mutter nach Schiers übersiedeln. Er mußte nicht mehr in der Schule wohnen. Mutter und Sohn fanden im Dachstock des Hauses Bär in Schiers eine Wohnung. Auf ihrem überdachten Balkon schlief oft nachts der junge Alpinist, bisweilen bis in den Winter hinein.



Die immer deutlicher werdende unreflektierte Verbundenheit mit der Bergwelt verdrängte seinen langgehegten Plan, Theologie zu studieren. Ein in jener Zeit entstandener «Bergbauernroman» charakterisiert seine Wandlungen. Vorübergehend erschien der Försterberuf als Ideal, aber Cato – so nannten ihn seine Freunde – wuchs, wohl ohne es selbst ganz zu begreifen, in seine «Berufung» hinein: Aus dem Blick für den Berg, für Weide, Vieh, Äpler und Alpgebäude reifte die Erkenntnis des Festgefühten, des von einer Gemeinschaft Getragenen, wuchs der Sinn für Tradition. Was er trieb, schauend, erkennend, beobachtend, war schon «Volkskunde», Sammeln für «sein» Stoffgebiet. Noch heute rühmen seine Freunde die Systematik seines forschenden Fragens auf gemeinsamen Wanderungen.

Aber Volkskunde als Lehrfach gab es damals in der Schweiz noch nicht. So entschlossen sich die zwei treuen Freunde Walter Weigum und Richard Weiß, Deutsch und Geschichte zu studieren.

Hier ist noch eines geistigen Ahnherrn des Vaterlosen zu gedenken: Sein Onkel Eugen Weiß in Stuttgart, seines Zeichens Bahningenieur, hatte nach langer Sammelarbeit ein Werk publiziert: «Die Welt der Zimmerleute und ihr Brauchtum».

Im Dezember 1926, wenige Monate vor der Maturität, trat das Langgefürchtete ein: Seine Mutter starb im Spital in Schiers. Öfter noch trieb ihn nun drückende Einsamkeit in die Höhe. Wenn er damals schrieb: «Ich hebe meine Augen auf zu den Bergen, von welchen mir Hilfe kommt», so war das nicht ganz im christlichen Sinne zu verstehen. Ihm waren die Berge «Altäre Gottes», aber in einem Sinn, der dem Pantheismus Goethes nahekommt.

Hilfe wuchs dem Einsamen auch von außen zu: Die schon genannte Schülerverbindung zwang ihn zu segensvoller Aktivität und – es war eine Frau da, die ihn von nun an bis zu ihrem Tode (1953) wie eine Mutter umsorgte: die schon seiner Mutter in den letzten Jahren nahestehende Frau Professor Boßhart. Die kinderlose Witwe des Dichters Jakob Boßhart lebte in Davos. Bei dieser klugen und kraftvollen Frau ver-

brachte Richard Weiß zunächst seine Semesterferien. Als sie dann nach Küsnacht bei Zürich übersiedelte, zog Richard ganz zu seiner «Vizi», wie er sie nannte, die nicht nur Pflegemutter, sondern auch unermüdliche Mitarbeiterin wurde.

Bei ihr in Davos hatte er auch Lislott Steinbrüchel, seine spätere Frau, kennengelernt.

Auf Anraten seines Heidelberger Lehrers, Professor von Künßberg, arbeitete er während der Ferien in Davos über Rechtsfragen des Alpwesens. Es war der erste sichtbare Ausdruck seiner wissenschaftlichen Neigung und Begabung. Diese aus der Bergverbundenheit erwachsenden Interessen offenbarten sich auch im Thema seiner von Professor Ermatinger angenommenen Dissertation: «Das Alpenerlebnis in der deutschen Literatur des 18. Jahrhunderts».

Nach dem Semester in Paris und zweien in Heidelberg beendete Richard Weiß sein Studium in Zürich und bestand die Schlußexamen mit Auszeichnung. Seine Lehrtätigkeit begann er mit Vikariaten an hiesigen Schulen, dann aber lockte den Historiker *Berlin* – es war zu Beginn der Hitlerzeit. Mit einem von Professor Ermatinger vermittelten Stipendium arbeitete er am deutschen Volkskundatlas. Unter dem von ihm so verehrten R. Spamer lernte er gründlich das dazugehörige «Handwerk».

Nach der Heimkehr folgte er einem Ruf an die Lehranstalt in Schiers – an *seine* Schule im Prättigau. Alle nun folgenden bedeutsamen Ereignisse: seine Eheschließung, die Geburten seiner drei ersten Kinder, bleiben verknüpft mit dieser Landschaft und seinen Menschen, mit einer Welt, die für seine wissenschaftlichen Werke bis in sein letztes Buch: «Häuser und Landschaften der Schweiz» themenbildend und richtunggebend bleibt. 1941 war als erste Frucht jener Jahre seine Habilitationsschrift «Das Alpwesen Graubündens» erschienen, Dokument ausgedehnter, von persönlicher Leidenschaft getragener Forschung. Mehr noch als dieses Buch begründete die 1946 vorliegende «Volkskunde der Schweiz» seinen Gelehrtenruhm im europäischen Raum. 1946 wurde der Privatdozent zum a. o. Professor ernannt. Der für ihn von der Uni-

versität Zürich geschaffene Lehrstuhl verlangte, daß er aus den Bergen in die Stadt zog. Wieder war es Frau Boßhart, die der nun fünfköpfigen Familie, ihrem eigentlichen Lebenszentrum, ihre Wohnung in Küsnacht einräumte. Dort wurde der jüngste Sohn Jakob geboren. 1950 konnte die Familie ihr eigenes Haus auf der Allmend beziehen und sich im erschten eigenen Garten heimisch fühlen.

Hier, inmitten der Seinen, erholte er sich auch von der anstrengendsten Arbeit (rückschauend ein Übermaß an Leistung). Hier konnte er geben und empfangen, was er in frühen Jahren bitter entbehren mußte: Liebe, Wärme, Behütetsein. Jedes der Kinder war ein Geschenk – Wunder und Gnade zugleich. Unter seiner Obhut lernten sie alle früh schwimmen, rudern und klettern. Zu Hause wurde gemeinsam gezeichnet, vorgelesen oder zusammen an der Verschönerung von Garten und Haus gearbeitet. Nicht nur die Weihnachtszeit wurde reich für Augen und Herz; Garten und Wald, See und Berge – miteinander wurde alles forschend und schauend erlebt. Bis die Zeit reif war, die «Welt» zu erobern: Die Flüsse Frankreichs lockten wie die Donau zu unbeschwerten Fahrten, zum Studium auch von Land und Leuten, von Stein, Tier und Pflanze. Ehrfurcht vor der Schöpfung und dem Schöpfer – Richard Weiß lebte sie und gab sie, nicht nur sein Wissen, weiter an die Familie, an die Schüler.

Auf der Höhe seiner Leistungskraft verließ er uns. Die Mühen des Alters und des Alterns sind ihm erspart geblieben – ein Gedanke, der trösten mag, wie der andere, daß er *den* ihm gemäßen Tod fand: den Tod in den Bergen.

ERINNERUNGEN AN RICHARD WEISS

Professor Dr. Emil Staiger

An die erste Begegnung mit Richard Weiß kann ich mich nicht mehr erinnern. Es muß im deutschen Seminar von Emil Ermatinger, also Ende der zwanziger und Anfang der dreißiger Jahre gewesen sein. Weiß gehörte zu der Gruppe der Stillen, die grundsätzlich das Wort nicht ergriffen, bis Ermatinger sie fragte. Doch wenn die andern aus Hochmut schwiegen, so schwieg er – ja, das ist schwer zu sagen – vermutlich, weil er Pro und Contra in literaturhistorischen Fragen für gleich ungültig und gültig hielt oder weil es ihm widerstrebt, aus seiner Beschaulichkeit hervorzutreten, oder weil ihm nichts daran lag, die Aufmerksamkeit auf seine Person zu lenken. In den Vorträgen, die er zu halten hatte, kam er dann freilich nicht darum herum, sich kundzugeben. Er sprach – ich sehe ihn noch vor mir – entschieden, langsam, ohne den Blick jemals auf seine Hörer zu richten und ohne den geringsten Versuch, um ihre Gunst zu werben oder ihre Zustimmung zu erzwingen. Man mußte sich gleichsam gegen den Redner um den Inhalt des Vortrags bemühen. Wer aber dazu bereit war, fand sich auf großzügigste Weise belohnt. Jeder Satz, den Richard Weiß formulierte, zeugte von einem unerschütterlich selbständigen Denken und war von dem Verantwortungsbewußtsein des ganzen Menschen getragen. «Echt» – dieses Adjektiv drängte sich uns allen bei jeder Äußerung auf. Und dieses echte, wohlbegründete Wesen war es denn auch, das eine unwiderstehliche Anziehungskraft auf einen kleinen Kreis ausübte. Wir waren durchdrungen davon, auf Richard Weiß sei unbedingter Verlaß. An seiner Treue zu zweifeln, die Lauterkeit seines Herzens in Frage zu stellen, fiel niemandem ein, auch denen nicht, die keinen Zugang zu ihm fanden, für die er ein seltsamer Kauz blieb.

Das Thema der Dissertation, «Das Alpenerlebnis in der deutschen Literatur des achtzehnten Jahrhunderts», könnte die Meinung nahelegen, Weiß habe sich zu dem Kult der Berge in der Nachfolge Rousseaus bekannt. Nichts lag ihm ferner. Ich habe ihn oft, zu meinem Erstaunen, versichern hören, er liebe in den Bergen keineswegs die ungeheure Landschaft, die weite Aussicht und was man Ähnliches weiterhin anzuführen pflegt. Er fasse sie eher als Gegner auf, mit denen es zu kämpfen gelte. Dem Piz Sardona zum Beispiel, den wir auf einer ungewöhnlichen Route, über die Falzüberalp, bestiegen, warf er, wegen einer Schieferhalde, unfaires Verhalten vor. Bei einem Anmarsch gegen die Glärnischhütte, nach Einbruch der Dunkelheit, schaute er zu den dämmernden Gipfeln hinauf wie einer, der nicht ganz sicher ist, wessen er sich zu versehen hat, und erklärte: «Wie alles nun feindlich und böseartig aussieht!» So konnte er die Stürmer und Dränger, den jungen Goethe, die Grafen Stolberg, von denen sein Erstling handelt, eigentlich nicht so sehr als Gleichgesinnte denn als seltsame Schwärmer nehmen. Ihm selbst lag Schwärmerei ganz fern. Ein Panzer von Nüchternheit beschützte sein wohl nur allzu weiches Gemüt. Aber das ist es nicht allein, was ihn später mit Verwunderung auf seine Dissertation zurückblicken ließ. Nicht nur die Empfindsamkeit der Rousseau-Ära war ihm fremd. Fremd blieb ihm eigentlich überhaupt die deutsche Literaturwissenschaft und blieb ihm alles, was nur irgendwie mit «Ästhetik» zu schaffen hatte. Ja, mit den Jahren war ihm dergleichen nicht nur fremd, sondern höchst verdächtig. Er äußerte sich zwar nicht polemisch – wenigstens mir gegenüber nicht. Doch ließ er merken, daß ihm das Schöne an sich wenig Achtung abnötigen könne, daß ihm viele deutsche Dichter fragwürdigste Erscheinungen seien und daß er es nicht für förderlich halte, ihrem Werk sein Leben zu widmen. Begründet war dieses Urteil offenbar in einer durch und durch moralischen Auffassung des Lebens und weiterhin in einer schwer zu durchschauenden tiefen Religiosität, in zwei Bereichen also, über die wir uns kaum je aussprachen, weil keiner den andern verletzen wollte. Höchstens daß ich ihm einmal vorhielt, er schränke den Be-

griff des Ästhetischen denn doch ungebührlich ein und kämpfe dann gegen Einseitigkeiten, die seine eigenen oder allenfalls Kierkegaards und seiner Jünger ungerechte Erfindungen seien. Eine leise Spur des typisch schweizerischen schlechten Gewissens beim Umgang mit dem Schönen wurde man Weiß gegenüber nie ganz los, obwohl er doch zu jeder geforderten Unterscheidung gern bereit war und zugab, daß Schillers «ästhetische Erziehung» etwas anders heißen wolle als l'art pour l'art oder Künstlersnobismus.

Wie dem auch sei – sein Entschluß war richtig, die Germanistik aufzugeben und sich der Volkskunde zuzuwenden. In dieser Absicht ging er nach Berlin, um dort am deutschen Volkskundeatlas die nötigen Kenntnisse für ein schweizerisches Unternehmen zu erwerben. Wir fanden, daß eine gemeinsame Reise eigentlich längst wieder fällig sei. Und so begleitete ich ihn auf einem Umweg über Paris und Holland. Zumal die wenigen Tage in Holland sind mir unvergeßlich geblieben. Wir hatten uns zuerst über unsere verschiedenen Interessen zu einigen. Mir schien es selbstverständlich, in einer Stadt wie Amsterdam sogleich das Rijksmuseum zu besuchen. Richard Weiß war kein Freund der Museen. Er zog es vor, durch die Straßen und über den Markt zu wandern, und wenn möglich mit den Leuten zu reden. Doch eine Verständigung zwischen uns war nicht schwierig. Jeder glaubte, damit auch für künftige Reisen gewonnen zu haben. Ein Besuch in einer alten Windmühle war besonders ergiebig. Richard Weiß gelang es zu meiner größten Verblüffung, das gesamte äußerst komplizierte hölzerne Räderwerk aufs Papier zu bringen. Die Besitzer der Mühle schienen davon aber nicht besonders erbaut. Ihr Stolz war der moderne kleine Benzinmotor, der eingeschaltet wurde, wenn der Wind nachließ. Ich glaubte es dem künftigen Volkskundler schuldig zu sein, mein Bedauern über eine so wenig pietätvolle Umstellung auszusprechen. Doch meine Bemerkung ließ ihn kühl. Ich lernte bei diesem Anlaß, daß ihm Volkskunde nicht Heimatschutz bedeute, daß er keineswegs gesonnen sei, auf romantischen Pfaden zu wandeln und vielmehr das gegenwärtige Volk in seiner Wirklichkeit

ohne Illusionen zu studieren gedenke. Darauf kam er in späteren Gesprächen immer wieder mit Nachdruck zurück. Durchaus bewies er also auch auf seinem neugewählten Gebiet den Widerwillen gegen Schwärmerei, mit dem er seinerzeit die Gefolgschaft Rousseaus betrachtet und der ihn bewogen hatte, sich von der Pflege der deutschen Dichtung abzuwenden. Ich war mir damals nicht ganz klar darüber, wie das zu deuten sei. Denn offensichtlich verfolgte er auch nicht ausschließlich praktische Pläne. So wenig er das «Volk» nach Art der Literaten zu sehen gedachte, so wenig war er gewillt, allein den Forderungen des Tages genug zu tun. Wo immer er noch eine wirklich lebendige Überlieferung antraf, verfolgte er aufmerksam ihre Spuren. Ganz eigentümlich wurde einem zumute, wenn er – was freilich selten geschah – Älplersagen wiedererzählte – langsam, Satz für Satz, auf jede Aufschöpfung verzichtend und eben deshalb höchst geheimnisvoll. Magie und Mythos bewiesen in seinem Munde ihre alte Macht, so rein, so frei von jedem falschen Ton und jeder Zutat, daß ich nichts damit zu vergleichen wüßte.

Bei solchen Unterhaltungen aber entschwand der Freund mir auch in Bereiche, in die ich ihm nicht zu folgen vermochte. Es zeigte sich, daß er an okkulte Erscheinungen glaubte. Sein Argument, daß solche Dinge genau so überliefert seien wie andere historische Berichte, die kein Mensch bezweifle, schien mir nicht stichhaltig zu sein. Ich erwiderte, daß man doch auch die Historie kritisch sichten müsse. Das nahm er nicht übel. Dagegen wollte es ihm nicht in den Kopf, daß ich mich nicht damit begnügte, meinen Unglauben anzumelden, sondern rundheraus erklärte, es sei mir gar nichts daran gelegen, solche Fragen abzuklären, ich meinte, mit den offenbaren Geheimnissen in der Natur und in der Geschichte hinreichend beschäftigt zu sein. Dann schüttelte er den Kopf und verstummte. Zu verstummen war überhaupt seine Art. Man tat ihm ständig Unrecht, indem man allzu eilige Antworten gab und die Probleme ad acta legte, bevor er sie recht entwickelt hatte. Ein Unrecht, dessen man sich sogleich mit einer gewissen Scham bewußt war. Denn wie hätte man sich darüber täuschen kön-

nen, daß er nur deshalb so langsam, so zäh und gelassen sprach, weil alles, worüber er sich vernehmen ließ, im tiefsten Grunde seines echten Gemüts verankert war und stets bewacht blieb von dem Geist einer unbedingten Wahrhaftigkeit?

Daß viele, die ihn kannten, seinem Dekanat mit einiger Sorge entgegensahen, ist begreiflich. Würde er nicht im Kreuzfeuer der Diskussionen einfach verstummen und sich nach der Stille sehnen, die er doch ohnehin ungern verließ und die ihm unter der Last seines Amtes unentbehrlicher schiene als je? Es kam ganz anders. Ein letztes Mal bot er uns Anlaß, uns über ihn zu verwundern. Die erste Sitzung verlief nicht erfreulich, unerfreulich zumal für ihn. Er verstummte tatsächlich, kam nicht vorwärts und litt ganz offensichtlich unter der ihm fremden Zumutung. Doch schon das nächste Mal trat er als ein völlig Verwandelter vor uns hin, nicht nur gewandt und sicher, sondern sogar mit überlegenem Humor. Er hatte sich das schwierige Ding in aller Ruhe zurechtgelegt und ging nun meisterlich damit um. Bei dem traditionellen Semesterschlußessen, das diesmal auf dem Hasenstrick stattfand, überraschte er uns mit einer Rede, die eine ironische Strafpredigt war. Einige Kollegen meinten, sie ohne jeden Abstrich ernst nehmen zu müssen. Er machte nicht den geringsten Versuch, einer solchen Wirkung vorzubeugen. Im Gegenteil, sie schien ihm willkommen. Nur seine näheren Freunde bemerkten, daß ihm der Schalk im Nacken saß. Wir fuhren nach dem Ende der Festlichkeit belebt und beglückt nach Hause und freuten uns, drei weitere Semester unter der Leitung eines so ausgezeichneten Dekans arbeiten zu dürfen. Doch als wir uns wieder trafen, geschah es, um ihm das letzte Geleit zu geben. Nun zehren wir von der Erinnerung. Sie wird lebendig bleiben, nicht nur, weil er uns ein so lieber, so durchaus vertrauenswürdiger Freund war, sondern auch, weil es wohl keinem von uns gelang, sein reiches, unergründliches Wesen auf einen Begriff zu bringen, weil immer wieder Neues aus einer wohlbehüteten Tiefe hervortrat. So lebt und wächst er nun weiter in uns. Die Umbildung des gegenwärtigen Menschen in ein innerliches Besitztum wird kein Ende finden.